

# Städtebilder aus dem sagenumwobenen Rheinlande.

## GOTT SEGNE DIE REBEN



### Rüdesheim und Bingen.

**U**ines der herrlichsten landschaftlichen Bilder, das leiserer Stauffage bedarf, um sich der Erinnerung unaussprechlich einprägen, ist die Rheinlandschaft bei Rüdesheim und Bingen. Bingen mit seiner Dreiflüßbrücke, seinem Dreiflüßthor, seinem Dreiflüßbrunnen bestrahlt uns fast wie ein memento mori: Rom mit seiner weltumspannenden Macht ist gefallen.

Staatsgebäude kommen und gehen, aber es bleibt der Mensch, und es bleibt das Menschenschicksal, und das Menschentum mit seiner Hoffnung. Und auch nach über tausend Jahren werden Menschenkinder wie wir hier an den Ufern des Rheins lachen und weinen, lieben und leiden. Solche Gedanken begleiten uns auf unserem Wege zur Hochschiffkapelle, wo wir in andächtigen Gebeten uns gern in das Vergangene, das alles Vergänglichkeits hält und trägt, versenken. Wie rührend doch und doch, Gottes die Geschichte des heiligen Noahs zu erzählen, des Helden in den schrecklichsten Zeiten der Welt!

Als er merkte, daß sein Ende nahe sei, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Weinstock holen möchten. Nun war es eine sehr finstere Nacht, wo er lag; als aber der Pfleger kam, wurde es hell, darüber dieser sich höchlich verwunderte, auch, sobald er Noah anfasste,

etwas Grünliches an ihm erblickte, und vor Schrecken schrie er: „Was ist das?“, und sprach: „Ich habe einen Weinstock gepflanzt, und wie Gott wolle sehr fruchtbar werden, indem man den frommen Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängnis aufhalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, ließ jedermann häufig nach dem Thurm. St. Rochus aber wurde von einer Schwärze überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sah durch die Spalten der Thür einen hellen Glanz hervorstrahlen; man fand auch bei Eröffnung der Thüren, daß ein großer Haufen von Gold und Silber auf der Erde lag, und bei seinem Haupte und den Füßen Lampen brannten; darauf sah man auf dem Landesherrn Befehl mit großem Getöse in der Kirche begraben. Er wurde auch noch an dem rechten Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, und Lamentationen darüber entkamen.“

Selbst geschah im Jahre 1227, den 16. August, und ist ihm auch nach der Zeit zu Bering, allwo nunmehr sein Leib verwahrt wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1444 zu Konstanz ein Konzilium gehalten wurde, und die Welt alles entsetzt, auch nirgend Hilfe vorhanden war, ließ die Welt allsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Prozessionen anstellte.“

Am Sonntag nach dem 16. August versammelte sich zu Bingen Lausende, um das Fest des heil. Noahs zu feiern. Niemals ist dieses Fest schöner geschickert

worden, als von Goethe („Aus einer Reise am Rhein“). Aber auch der gemüthvolle Horn hat ein ansprechendes Bild dieser eist rheinischen Festlichkeit, bei der der Unterschied zwischen hoch und niedrig ganz dahingefallen scheint, entworfen:

„Der Rebesfleiter ist von den Strahlen der Augustsonne besetzt. In ihrem Goldglanz ziehen des Rheines Wogen hinab, und in seiner erglänzenden Fluth schwimmen die schönen grünen Inseln. Jetzt sehen wir matengeschmückte Schiffe hier und dort von dem Ufer stoben voller Passagiere, die zur Hochschiffkapelle eilen.“

Ihre Gesänge trägt die Luft dem Oher zu. Es sind heilige Klänge von ergreifender Wirkung. Sie landen in Reimpen, sie ordnen sich in zwei Reihen, die Heiligen in reichem Ornate unter dem Baldachin, voraus, dann die Reiben der Gläubigen, zwischen denen die Frauenkräger schreiten. Ihre frommen Gesänge kommen näher und näher, bis ihre zahlreich Scharen des Berges Scheitel, wo die Kapelle steht, erreichen. Die Mäden lagern sich. Jetzt verlobet der Glodenhall den Klang der großen Binger Orgel. Die Prozession aus dem schönen Gotteshaus am rechten Ufer der Nahe. Die Gesänge hallen von ferne herauf. Sie ist die zahlreichste und die Hauptprozession. Es währt lange, bis sie unter heiligen Gesängen und Glodenläuten die steile Höhe erklimmen hat. Jetzt naht sie reich geschmückt, Bälleschüsse und Musik verführten ihr Kommen. Die Worte der Kapelle öffnet sich. Die fremde Geistlich-

keit schließt sich an, und was in die Kapelle kommen kann, drängt und zwängt sich hinein — aber Hunderte knien bedeutend draußen im weitesten Kreise um die Kapelle herum, bis die Feste vollendet und die Predigt gehalten ist. Die Sonne ist zu ihrer Mittagshöhe gelangt. Senkend fallen ihre Strahlen nieder. Nun die Seele ihre Heil empfangen hat, verlangt der Leib gebieterisch auch das Seine, und es wird ihm reichlich. Die Bette füllen sich bis zum Auseinanderbrüden ihrer luftigen Wände; aber sie vermögen die Menge des Volkes nicht zu fassen. Viele wandern hinab nach Reimpen und füllen dort die Wirtschaftshäuser; andere lagern sich im Schatten der Kapelle und der Bette und lüpfen die Deckel ihrer Körbe, darinnen die vorzügliche Hausfrau und Mutter Runden oder Fleisch und Brot, Butter und Hausschmalz mitgebracht hat. Die Weiber braten Nippchen und Würste am lobernden Feuer; die Obsterweiberinnen, die in guten Jahren schon reife Trauben ausbieten, entküllen ihre lockenden Früchte, und — was nun folgt, oft bis spät in die fernste Nacht oder mondüberglänzte Nacht, das ist der weltliche Theil des Festes, und es sind ihrer viele, die nicht recht wissen, wie sie heimkommen, viele, die in den selbstsamem Wellenlinien sich den Berg wieder hinabarbeiten, dieselben nicht ohne den Boden verschleuderte Male getüßt zu haben. Das alles kommt aber lediglich daher, daß der Hochsberg ein Nachbar des weinpendenden Scharlachberges ist, mit dem er ja doch gute Nachbarschaft

halten muß, und umgekehrt dieser mit ihm.“

Ein unendlicher Zauber ruht über der Landschaft, und ein Duft von Poesie und Sage weht um jeden Strauch und jeden Stein.

Am Rhein, am grünen Rheine, Da ist so mild die Nacht, Die Rebenhügel liegen In goldner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt Ein hoher Schatten her Mit Schwert und Purpurmantel, Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, Der mit gewalt'ger Hand Vor vielen hundert Jahren Gehericht im deutschen Land.

Er ist herausgefliegen Zu Baden aus der Gruft, Und jagt seine Reben Und ahmet Traubenlust.

Bei Rüdesheim, da funtelt Der Mond in's Wasser hinein, Und baut eine goldene Brücke Über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber Und schreitet langsam fort, Und segnet längs dem Strome Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Baden Und schläft in seiner Gruft, Bis ihm im neuen Jahre Erweckt der Traubenlust.

Wir aber füllen die Römer Und trinken in goldnem Saft Uns deutsches Heidenfeuer, Uns deutsche Helidentraut.

Das liebliche Rüdesheim bildet den Abschluß des breiten Rheintals. Ueber die Stadt selbst ist wenig zu sagen, ein kleines Städtchen mit viele andere. In der Nähe des Marktes befindet sich eine Burg ruine oder genauer ein etwa 10 Meter hoher Thurmstumpf; die katholische Kirche enthält ein paar interessante Grabmäler, unweit des Rheinbahnhofes ein plump aufschauender Baureis. Das ist das einzige, was allenfalls auszuwählen wäre.

Über wie es sich so oft findet, unter dem rauhen Mittel schlägt ein Herz von Gold. Der Weg am Rheinufer entlang bietet einen schönen Spaziergang, besonders wenn man im Hochsommer den lebhafte Verkehr, das Leben und Treiben auf dem Rhein und am Ufer beobachten kann. Gleich hinter dem letzten Säulen des Ortes wird der Weg steinig und beginnt sich anzuhängen, und mit jedem Schritt wird die Aussicht freier, das Landschaftsbild malerischer. Zwischen Weinbergen hinab geht es aufwärts. Die besten Lagen derselben sind nahe der Stadt. Hier locht die Sonne den herrlichen „Rüdesheimer Berg“, der an Ruf sich den besten Rheingautwein anschließen und am längsten unter den Marken dieses Landstriches Ruf und Ansehen genießt. Die nächste Umgebung bei dieser Re-

berwald-Bestigung bietet freilich weniger Reizvolles. Hohe Mäuren umsäumen den Weg und begrenzen die einzelnen Weingärten. Während strahlt an Sommergärten die Sonne zwischen diesen künstlichen Feld-Weinbergen. Ein südliches Thier- und Pflanzenleben entfaltet sich unter ihrem Strahl. Quirlförmige Duschreden schwirren umher, Grashüpfer girren ihre schallenden Flügel, und kleine Eidechsen huschen zwischen den Ästen der Steinblöcke hindurch. Die Weinberge selbst sind sorgfältig bewirtschaftet. Der Boden ist frei von jeglichem Unkraut und fleißig gebüngt. Zahlreiche Steinplättchen durchsetzen das Erdreich und halten die Feuchtigkeit unter ihren heißen Flächen. Alle Stöcke sind aufs achtsamste geschitten, gebunden und geregt. Die kleinen süßen Weinbeeren reifen unter reichlichem beschattendem Laube in seltener Güte. Hier haben die besten Sorten des Riesling ihre Pfanzstätte. Im Frühling sieht wie Nebland über die Duff der blühenden Reben über die Höhen, und im Herbst entzückt die Ueberfülle der Trauben den Wanderer.

Durch die Rebenberge und auf dem mauerumfäumten Weg zwischen den Weingärten steigt wir hinauf auf den Reberwald und stehen dann vor der imposantesten Rheinlandschaft: dem Nationaldenkmal am Niederwald. . . . der Germania, die, Holz die Krone emporhaltend, selbstbewußt gen Westen nach dem Lanke des Erbfeindes blickt und schührend die Wacht hält, die Wacht am Rhein!

**Wer weiß wo?**

Am gefällige Auskunft wird gebeten.

Wien letzte Zeitungsschreiber!

Es ist hin man hat mich zu Sinn, —  
Nicht, daß ich grade  
kath'rig bin,  
An of nicht, daß die  
lützte Hummel  
To'n Präsident-In-  
führungs-Hummel  
Mi' kaperlich kett  
Schaden dohn  
In geistig is na  
haben stahn,  
Nee, all datt is et nich,  
mien Frühl,  
— dat et nich grad  
Sorgen sind  
Dorüm, dat id nich  
up den Staat.

Estrelars-Pöten freeg to fah!  
Ja, dat mien leuwe Herr Kollas,  
De President, et nich mal seg,  
Dat id of, Veilmann afftolosen,  
Wor mit Berlin tofrennen wefen.  
Wor dat verflümmert nich mien gloud,  
Dor seg id blot: Why should I  
worry?

Doch gibst Du, dat dilt' Miesigkeit  
Wielicht tofamen hängen deit —  
Mit dat, wat de Professor segt:  
Dat he hett hüt für god en recht,  
Id wor doch noch to Ehren kamt,  
Wiel Wilson mit in Wifcht nahmen

Vor' schöne Kritik an de Anatter,  
De Demokraten hier to bringen!  
Un denn of, un vor allen Dingen,  
Wilt Kritik an de Anatter, wo  
Is dat, doch nich in Mexico?  
Ja sorg mal drim en grois Deel,  
Wielicht is't gor, bi miene Seel,  
In Wien, bi de Chinesen,  
Un wenn nich dor, bi de Sambesen,  
Wor's, as id man heff seggen hört,  
Di latt un brat, un denn verleert.  
Schull't dor herum to sinnen sien.  
Denn, leuwe Frühl, treed id de Dien.  
Doch sovot kann id knapp man glöwen,  
Witüm is't dat Beste, ostieldwen,  
Wit id genau un offischell  
Hör von de nege Wise-Stell. —  
Zwintfifgen möcht id Di erfüllen  
(Et is toglet en Frühlhofsstücken)  
Mal in Dien Biter nachlosahn  
Un bi de Landorten to gahn,  
Nem utloffen für geoff,  
Wor Kritik an de Anatter is.  
Un weiter will id noch von Di  
Deel welen dwer't. Ob un Wie. —  
So ihrtens, ob mien Freu mutt hier  
Upreden as en groit' Thier,  
Mit Jofen, Deerns, un mit Mam-  
fellen. —  
Un denn mußt Du mi of vertellen,  
Wat id brüt: Deener, Grooms un  
Eniepel,  
Un wat sünst noch för' Piepel,  
Dat dor to Quis is, — un up't Feerd  
Regeert noch, oter's Auto föhrt. —  
Dilt' Wise is wielicht noch böder,  
As alle annere Widenbräger,  
Denn England hett, as id erlöwen,

In Indien siet vesen Jöhren  
En „Wise“, de dat Land regeert; —  
Un büu id nich of jowel werch,  
Wit' beste, wat von England kömmt?  
Dor schall't de diplomatische Ladder  
Bestiegen, as man dat so nennt,  
As Wise-Konfular-Agent. —  
Sünd de Belehren döwver reing,  
Ob dilt un weel is oter wernig,  
Wat derts to'n Bisipil Du döwron?  
Is dat of de verdente Lohn  
Für alle Hülp, de id heff geewen,  
Nem nege Ehr un nege Leuen  
Id weet gewis, Du segg't: Dat stimmt. —  
Id harr woll sünst noch wat to fragen,  
Doch hoff id, dat in enigen Dagen  
Du mi beschöft, un denn wi tuez  
Un heet so weel, as „bei-un-ber“.  
(Dat's spanisch to Di, as mancherlei,  
Un heet so weel, as „bei-un-ber“). —  
Doch wat Du weel, do nich vergeeten:  
Wit allen Dingen mußt id weeten —  
Un dorup legg id groit Gewicht!  
Wor Kritik an de Anatter figg't.  
Dien Fründ Heinie.

**Wiesich mit Wieschem.**

Ein vorlauter Jüngling kam an einem  
Feld vorbei, auf dem ein alter Negor das  
abgestorbene Gras angärbete.  
„De, Onkel El, laßt das sein!“  
„Warum, was schadet das?“  
„Weil dann die ganze Wiese genau so  
schwarz aussehen wird, wie Sie!“  
„Das macht nichts aus. Das Gras  
wächst doch wieder an im Frühjahr, und  
Sie genau so grün aussehen wie Sie sind!“

**Die Schmiede im Walde.**

Von Lydia von Trohndorf.

Wies im Schwarzwalde stand vor Zeiten  
eine Schmiede. Wenn die Wanderer auf  
der breiten Gebirgsstraße dahertamen,  
Wit' schon von weiter ferne das  
Knirschen der schweren Hämmer auf  
dem Anboch und über das Nachts kam,  
es blide schon in der Entfernung einer Meile  
über den rauschenden Fichtenorten einen  
schönen Schein, der von dem Feuer her-  
vorkam, das aus der turgen Esse empor-  
schlug. Kein Wunder, daß manchem un-  
heimlich wurde!

Und doch war der Besitzer der Schmiede  
der gutmüthigste Mensch der Welt. Rei-  
nen Armen ließ er unbedenklich von dan-  
nen ziehen, und wo zu helfen war, war er  
gerne der erste. Dennoch aber konnte er  
es nicht verdrängen, daß sich über seine  
Waldbause die eigentümlichsten Meinun-  
gen bildeten, und mancher abergläubige  
Holzbauer behauptete, dort gehe es „nicht  
recht geheur“ zu! Der Schmied selbst  
erfuhr von allen diesen unsinnigen Re-  
denorten nichts; da seine Kundschaft  
aber von Woche zu Woche spärlicher  
wurde, kam er von selbst auf das Urtheil  
der Leute. Schließlich wurde ihm sein  
Handwerk denuachen verdröbel, daß er sei-  
nen Anboch und seine Hämmer verkaufte  
und beschloß, von seinem erparnen Gelde  
zu leben. Obgleich gekhan, das Hand-  
werkzeug wachte in die nahe Stadt  
und das große Schmiededor wurde ge-

schlossen. Der Meister aber wollte seine  
heimliche Bekanung, in der er aufgewach-  
sen war, um seinen Preis verlassen. Ob-  
wohl seine Frau vor Jahren gestorben  
war und seine beiden Söhne anderweit  
Arbeit suchen mußten, blieb er in der alten  
Schmiede wohnen. Ihm war das ruhige  
Haus lieber als der schönste Palast. Nur  
die Leute sahen das hülle Gebäude mit  
noch größerem Argwohn an und glaubten,  
der Schmied wolle es darum nicht ver-  
lassen, weil er so um so ungehöriger mit  
dem bösen Feind Verkehr pflegen könne.  
Nur einen Freund hatte der alte Mei-  
ster. Und das war ein kleiner, schliefes-  
maderer Kräutler, der unter seinem  
Dache bisweilen übernachtete. Auch die-  
ser Mann gab dem Volke Stoff zu üblen  
Reden. Man sagte von ihm, er verstehe  
Gold zu brauen und könne durch Kräutler  
die Stöße seiner Feinde verdröbel, so daß  
sie keine Mühe gäben. Auch bezichtigte  
man ihn des Diebstahls. Kurzum, man  
hing ihn die verwerflichsten Eigenschaften  
an und zing ihm möglichst aus dem Wege.  
Da sich nun die beiden Männer immer  
enger aneinandergeschlossen und kaum noch  
die „berufene Schmiede“ bei Tage ver-  
sahen, wurden die üblen Nachreden erst  
recht geglaubt. Schließlich kam es so  
weit, daß man beschloß, diese „Rek“ aus-  
zunehmen und die Hämmer vor die Rich-  
ter zu bringen. War doch in jener bun-  
ten Zeit der Herenglaube eine Gewalt, die  
selbst die stärksten Kräfte zu Fanatikern  
machte.

Eines Morgens machten sich zwölf  
heimliche Bauern des nächsten Dorfes auf,

Wohlbewaffnet näherten sie sich der  
Schmiede, fest entschlossen, den „bösen  
Feind“ aus diesem geheimnisvollen Ge-  
mauer auszutreiben, das heißt, ihre Ge-  
wohner festzunehmen und die Schmiede  
niederzubrennen.

Endlich waren sie am Ziele angelangt.  
Vorichtig näherten sie sich dem halb ver-  
fallenen Gebäude, dessen Anblick ihnen  
schon ein Gruseln über den Rücken jagte.  
„Hu!“ hieß es, „seht doch nur die vergil-  
teten Fenster! Hinter denen mag schon  
Versteckenes passiert sein, was das Za-  
gehaft zu scheuen hat. Um besten wars,  
zwei von uns günden die Ruhe an, wäh-  
rend die anderen ins Innere stürzen und  
die Begehren herausziehen. Nicht, Rame-  
taben!“ Der Vorschlag wurde beigestimmt.  
Während also die zehn Bauern einbrun-  
gen, beschäftigten sich die übrigen zwei  
damit, das düre aufgestapelte Heiß an  
den Fenstern anzuzünden.

Nun aber hatten die Bewohner der  
Schmiede längst die sie umschwebende Ge-  
fahr erkannt und sich bei der Annäherung  
der Bauern in den Keller geflüchtet. Doch  
was half's? Schon dröhnten die Rollen-  
schiffe an die verschlossene Kellerthür,  
und der Ruf: „Aufgemacht!“ scholl an ihr  
Ohr.

Da geschah plötzlich etwas Entsetzliches.  
Das an den Außenwänden bereits über  
und über brennende Haus brach zufam-  
men und begrub nicht nur in seinen Flam-  
men die zehn Eindringlinge, sondern auch  
die beiden Bauern, die das Feuer angelegt  
hatten. Letztere waren gerade im Begriff,  
ihre Rameraden zu benachrichtigen, daß

es die höchste Zeit sei, das morsche, bren-  
nende Haus zu verlassen.

Auf diese Weise kamen alle Bauern  
um's Leben, während die beiden im Keller  
befindlichen Männer gerettet waren und  
später durch Schutt und Asche entlassen  
konnten.

Heute sind die Grundmauern der  
Schmiede längst zerbröckelt. Der Wanderer  
aber, der dort vorbei geht, läßt sich  
gerne von jener trübren Zeit erzählen, wo  
der Herenglaube noch alle Gemüther be-  
herrschte.

**Der Friedensstöße.**

Mehr als dreißig Jahre lang hätte  
Wilhelm Schneider an der Wasserfont  
eine Kneipe geführt, in der ausschließlich  
Matrosen und Seemänner verkehrten.  
Diese Leute von der Waterkant sind ein  
gewaltthätiges Volk und Schwärzereien sind  
dort etwas Alltägliches; es gab auch in  
jeder Kneipe an der Waterkant einen  
Schneider nicht, bei dem herrschte muster-  
hafte Ruhe.

Endlich verlor Schneider sein Lokal  
und zog sich auf eine kleine Farm nach  
Versey zurück. Gelegentlich, wenn die  
Sprache auf seine Kneipe kam, meinte er:  
„Ja, wolle Sie, bei mir war immer  
Ruh und Ordet. Bei mir habe die sich  
nit hawe könne, ich hab's nit gelitte.“

„So? Und wie haben Sie die Bur-  
schen doran verdröbel, Streit anzu-  
fangen?“

„Ach, fell war leicht genug — Ich hab's  
den Bierkaben zu den Köpp geflohn.“